



Pfr. Ulrich Knellwolf

Predigt vom Sonntag, 19. April 2015

Von Gesetzen, Geboten, der Liebe und dem Vertrauen

*Bruch um Bruch, Auge um Auge, Zahn um Zahn:
Der Schaden, den er einem Menschen zufügt, soll ihm zugefügt werden.*

(3. Mose 24,20)

*Und wie ihr wollt, dass die Leute mit euch umgehen, so geht auch ihr mit ihnen um.
(Lukasevangelium 6,31)*

Liebe Gemeinde,

Neulich suche ich etwas bei Google und habe plötzlich, ich weiss nicht wie, ein Video des Islamischen Staates vor mir. Gefangene in blutroten Kleidern werden zur Hinrichtung geführt. Einer der Schergen, untere Gesichtshälfte verhüllt, grinst in die Kamera. Ein Milchgesicht, man kann es sich als Konfirmand in Anzug und Krawatte vorstellen.

Der Kerl hat idiotische Freude am Töten; das ist deutlich zu sehen. Mich überkommt eine Welle von Wut. Fluchend rede ich den Mordbuben auf dem Bildschirm an und rechne ihm vor, was ich mit ihm anstellte, wenn er mir in die Hände fiel. Ich wiederhole es hier lieber nicht, sonst halten Sie mich für einen ausgemachten Sadisten. Es schoss mir aus dem Mund wie ein geölter Blitz. Ich erschrak, und eine Stimme in mir flüsterte: „Auge um Auge, Zahn um Zahn.“

„Alttestamentarische Rachejustiz“, nennen sprachlich und biblisch Unbedarfte diese sprichwörtlich gewordene Formel. Das ist Unsinn. Einer der grössten zivilisatorischen Fortschritte ist es. Denn es heisst: Wenn dir einer im Streit einen Zahn ausschlägt, dann sollst du ihm als Antwort nicht den Kopf abschlagen, sondern es deinerseits bei einem Zahn bewenden lassen.“ „Jus talionis“ nennt man es. „Ausgleichende Gerechtigkeit“, „Verhältnismässigkeit“. Heute würde man im konkreten Fall sagen: Geh zum Zahnarzt, lass dir einen Stiftzahn einsetzen; der andere soll ihn samt einem Schmerzensgeld bezahlen. Und zwar muss dieses so hoch sein, dass es ihm so weh tut wie dir sein Schlag.

Der Grundsatz der Verhältnismässigkeit ist eine zivilisierende Massnahme gegen jene unwillkürliche Regung in uns, dem, der uns eines heruntergehauen hat, ein deutlich stärkeres zurückzugeben. Denn ungebremst führt diese Regung auf direktem Weg zu Mord und Totschlag. Und auch damit ist das Verhängnis noch nicht am Ziel. Ist nämlich der eine der zwei Streithähne tot, dann will es dieselbe Regung, dass der nächste Verwandte des Toten an seine Stelle tritt und den Mörder umbringt. Was dann wieder einen aus der andern Verwandtschaft verpflichtet, diesen Mörder umzubringen und so weiter und so fort. Ein Teufelskreis. Wir nennen ihn „Blutrache“.

Sie soll durch den Grundsatz „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ verhindert werden. Er versucht, die Plusmacherei beim Streiten im Keim zu ersticken. Das ist das Gegenteil von Barbarei. Der Grundsatz „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ verdient schon fast den Namen Nächstenliebe.

Freilich nur fast. Denn zwischen Verhältnismässigkeit und Nächstenliebe ist ein Unterschied, und der will beachtet sein. Bei Verhältnismässigkeit gibt einer so viel, wie er bekommen hat, oder holt sich so viel, wie ihm weggenommen wurde, nicht mehr und nicht weniger. In der Nächstenliebe hingegen kann's durchaus vorkommen, dass einer gibt, obwohl er nichts bekommen hat, sondern ihm zuvor schon weggenommen wurde. Verhältnismässigkeit ist eine Sache der Berechnung. Nächstenliebe ist nicht berechnend, sonst ist sie keine. Mit biblischen Begriffen gesagt: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ ist ein Gesetz. „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“, ist ein Gebot.

Gesetze sagen: Wenn das und das passiert, hat das und das zu geschehen. Man nennt das Kasuistik, Bezogenheit auf den bestimmten Fall. Gesetze funktionieren nach dem Schema Wenn-Dann. Und zwischen dem Wenn und dem Dann soll Verhältnismässigkeit walten.

Gebote hingegen sagen weder Wenn noch Dann. Sie sagen: „Du sollst“ – und damit basta. Sie gelten also immer und jederzeit. Gebote sind nicht kasuistisch. Sie versuchen nicht, einen Fall so detailliert wie möglich zu bestimmen, um die gerechte Strafe festsetzen zu können. Gebote setzen überhaupt keine Strafe fest. Sie sagen einfach nur: „Du sollst nicht töten.“ Und setzen voraus, jeder vernünftige Mensch sehe ein, dass Mord schlecht ist. Wer das nicht einsieht, disqualifiziert sich selbst; er ist nicht recht im Kopf. Gebote, sagt man deshalb, sind apodiktisch.

Gebote sind immer knapp formuliert. Gesetze sind wortreich. Sie haben die Tendenz, anzuschwellen wie ein Hefeteig. Gebote hingegen haben die Tendenz zur Konzentration. Die Zehn Gebote, ja „das ganze Gesetz und die Propheten“ lassen sich auf den einen Satz reduzieren: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“

Dieser eine Satz provoziert zwei Fragen. Erstens: Wer ist mein Nächster? Und zweitens: Was genau ist Nächstenliebe? Auf beide Fragen antwortet Jesus mit der Geschichte vom barmherzigen Samaritaner oder Samariter, wie Luther übersetzte.

Samaritaner und Juden waren seit jeher nicht gut aufeinander zu sprechen. Die Juden hielten die Samaritaner für abtrünnig. Die Samaritaner hielten die Juden für eingebildet. Von dem Mann, der von Jerusalem nach Jericho reist, unterwegs ausgeraubt und halb totgeschlagen wird, wissen

wir nicht, ob er Jude ist oder nicht. Das denkt wohl auch der Priester, der vorbeireitet. Er hilft dem Verletzten nicht, weil es ein Fremder sein könnte; der geht ihn nichts an. Also eilig weiter geritten.

Das gleiche wird der Tempeldiener überlegt haben. Darum reitet auch er vorbei. Worauf ein Dritter des Wegs kommt, eben ein Samaritaner. Die sind im Durchschnitt weder besser noch schlechter als die Juden und alle andern Menschen. Aber dieser eine Samaritaner sieht in dem Verletzten weder den Landsmann noch den Fremden, sondern einfach einen leidenden Menschen, der Hilfe braucht. Er steigt vom Pferd und tut, was notwendig ist.

Jesu Antwort auf die Frage, wer mein Nächster sei, ist also denkbar einfach. Sie heisst: Der jetzt vor dir steht oder liegt, das ist dein Nächster. Der Mensch, mit dem du gerade zu tun hast. Wie sollte es auch anders sein beim apodiktischen Gebot, das mit kleinstmöglicher Wortmenge auf grösstmögliche Geltung zielt?

Noch nicht klar ist, was es heisst, diesen Nächsten zu *lieben*. Der Samaritaner im Gleichnis tut sehr grosszügig alles, was nötig ist, bis der Überfallene wieder auf den Beinen ist. Wieviel das braucht, darüber könnten wir nun ein grosses Palaver beginnen und so das apodiktische Gebot in ein kasuistisches Gesetz verkehren. Das verhindert die „Goldene Regel“. In der Fassung der neuen Zürcher Übersetzung heisst sie etwas umständlich: „Wie ihr wollt, dass die Leute mit euch umgehen, so geht auch ihr mit ihnen um.“ Der Volksmund sagt viel treffender: „Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg auch keinem andern zu.“ Wiederum gut apodiktisch. Wer wollte bestreiten, dass das klug ist, klüger als jede Übeltat und jede Rache? Deshalb steht der apodiktische Grundsatz ja auch nicht nur in der Bibel, sondern kommt in hunderterlei Varianten überall auf der Welt vor. Er ist das Allgemeinste, Klügste und Menschenfreundlichste zugleich.

Und dieser Grundsatz ist eben die Antwort auf die Frage, was Nächstenliebe sei. Nächstenliebe ist Menschenfreundlichkeit. Wer immer an diesem einfachen Grundsatz herumzuschrauben beginnt, dem geht's nicht um die Näherbestimmung der Nächstenliebe, sondern darum, sich davor drücken zu können. Die Menschenfreundlichkeit macht nämlich im Gegensatz zur Verliebtheit nicht blind, sondern sehend. Die Menschenfreundlichkeit ist nicht romantische Unvernunft; sie ist die Nährmutter der Vernunft. Wo die Menschenfreundlichkeit fehlt, degeneriert die Vernunft zur vernünftelnden Wortklauberei. Das kasuistische Recht neigt dazu, wenn es versucht, den Geltungsbereich der Menschenfreundlichkeit festzulegen. Das muss misslingen.

Wie aber gelingt's, dass die Menschenfreundlichkeit und mit ihr die Vernunft und mit ihnen beiden das Recht und unser Zusammenleben nicht zur berechnenden Gesetzespickerei degenerieren? Das ist die entscheidende Frage, an der die ganze Ethik hängt. Und auf diese Frage will das grösste Gebot Antwort geben. Es lautet ja nicht einfach: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Sondern: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit allen deinen Kräften und mit deinem ganzen Verstand, und deinen Nächsten wie dich selbst.“

Das heisst zuallererst: Ohne Gott keine verlässliche Liebe. Da wollen uns schon alle Haare zu Berg stehen. Denn Gott ist ja doch Glaubenssache, und den Glauben kann man nicht gebieten. Falsch, sagt das Gebot. Gott ist kein Gegenstand des beliebigen Glaubens, Gott ist ein Gegenstand des Wissens. Wer nicht einsieht, dass wir höhere Mächte und darum unausweichlich *eine höchste Macht* über uns haben, der ist nicht bei Trost. So wenig wie einer, der bestreitet, dass zwei und zwei vier gibt. Jede Ethik redet explizit oder implizit von Gott. Sie nennt ihn vielleicht Wert oder wie auch immer. Als Philosophie, die sie ist, sollte sie *deutlich* davon reden, wenn sie nicht in den Verdacht der Pfuscherei geraten will. Unter klar denkenden Menschen müsste Einigkeit darüber herrschen, dass es einen Gott, eine höchste Macht, ein oberstes Prinzip gibt.

Die Frage ist: Welches? Darüber werden die Meinungen auseinander gehen. Das Gebot der Liebe aber – nota bene auch der Liebe sich selbst gegenüber – kann nur apodiktisch, also jederzeit und überall gültig sein, wenn das oberste Prinzip selbst Liebe ist. Und zwar nicht etwas als Forderung, sondern als Gabe. Denn nur wenn wir Liebe bekommen, können wir Liebe geben. Das Gebot der Liebe kann nur gelten, wenn Gott selbst uns von ganzem Herzen und von ganzer Seele und mit allen seinen Kräften liebt. Lieben kann aber nach menschlichen Vorstellungen nur eine Person.

Die Frage lautet also weiter: Gibt es diese Person? Gibt es sie, dann ist das Liebesgebot realistisch. Gibt es sie nicht, dann ist es eine gut gemeinte Illusion. Anders gesagt: Vermögen wir darauf zu vertrauen, dass Gott kein oberstes Prinzip ist, sondern der, welcher uns liebt, mehr als wir uns selbst lieben? Wenn ja, dann steht es verheissungsvoll mit uns und der Welt. Wenn nein, dann sehe jeder zu, wie er's aushält.

Dass wir einen Gott haben, der uns von ganzem Herzen liebt, das ist die Voraussetzung des höchsten Gebots. Ohne sie wäre es leeres Gerede. Die biblischen Schriften aber wollen nichts anderes, als uns diese Voraussetzung des verheissungsvollen Lebens vertrauenswürdig machen. Genau wie am Eingang der Zehn Gebote. Dort heisst's ja nicht einfach: „Du sollst keine andern Götter neben mir haben“, sondern: „Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich aus Ägypten, dem Sklavenhaus, herausgeführt habe.“ Und jetzt erst kommt: „Du sollst keine andern Götter neben mir haben.“ Die Bibel Alten und Neuen Testaments wirbt mit ihren Geschichten um unser Vertrauen zu dem Gott, der Israel aus der Sklaverei ins Gelobte Land führte und nach diesem Muster, gemäss dem Versprechen Jesu, die ganze Schöpfung aus Elend und Tod zu Heil und Leben führt. Jesus hat's versprochen und das Versprechen mit seinem Leben gekräftigt.

Es ist das Amt der Kirche, aufgrund der biblischen Geschichten diesen liebenden Gott zu verkünden und um Vertrauen zu ihm zu werben. Denn aus der Liebe Gottes allein empfangen wir die Fähigkeit menschenfreundlich zu sein. Und von der Menschenfreundlichkeit lebt das Recht und leben wir.

Amen.